

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 12 (1922)  
**Heft:** 51  
  
**Artikel:** Lena  
**Autor:** Siebel, Johanna  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647944>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Wohl aus deines Kindleins Augen  
Spricht Verheißung höchster Liebe,  
Liebe, die als Stern wird leuchten  
Allem irren Weltgetriebe,  
Doch das Reine, doch das Hohe  
Wird als Vorwurf stets empfunden.  
Mutter, dir und deinem Sohne  
Warten bitt're Leidensstunden.

Wenn du fühlst des Sohnes Wirken,  
Wird sich wohl dein Herz erheben;  
Aber wenn sie ihn verhöhnen,  
Wird da nicht dein Herz erbeben?  
Wenn der Edle wird verraten,  
Wenn der Edle wird gemordet,  
Mutter, wirst du das ertragen?

Mutter, trag es! trag die Freude!  
Trag die Fülle seiner Seele!  
Denk es, daß er gläubig folget  
Einem inneren Befehle!  
Trag sein Leiden! Trag sein Sterben!  
Trage seine Dornenkrone!  
Tiefstes Mitgefühl für alle  
Wird dadurch auch dir zum Lohne.

Nur wer Schwerstes hat erduldet,  
Nur wer Schwerstes hat gelitten,  
Sich durch Leiden durchgerungen  
Und ein volles Herz erstritten,  
Wird zum Troste, wird zum Segen  
Allen, die am Leben leiden  
Und das Glück der lauten Straße  
Scheu und neidlos gerne meiden;

Dir, o Mutter, wird's gegeben,  
Die den größten Schmerz wird dulden,  
Daß gewalt'ge Leidenscharen  
Sel'gen Dank dir werden schulden.  
In der Mutter größter Liebe,  
In der Mutter größter Schmerzen  
Werden unablässig pilgern  
Lebenswunde Leidensherzen.

Sieh' die heimatlose Weise!  
Siehe die verrathnen Frauen!

Sieh' die Mütter, die mit Tränen  
Ihren toten Liebling schauen!  
Siehe die verlassnen Witwen!  
Sieh' die Armen, Sorgenvollen,  
Die aus Not und die aus Jammer  
Einem dunklen Schicksal grollen!

Sieh' die Männer die erschüttert  
Stehn vor Gräbern, stehn vor Trümmern,  
Deren Hoffen ward zuschanden,  
Deren Kräfte still verkümmern,  
Denen keine Liebe blühet,  
Die verzweifelt und voll Grauen  
Auf das Rasen und das Toben  
Eines Mordgeschlechtes schauen.

Sieh' Gebrochne eigner Schwäche,  
Die vor Qual und Grausen hängen  
Vor dem Abgrund ihrer Seele,  
Sühne hoffnungslos verlangen,  
Die da tasten nach der Liebe,  
Die sich beugt mit Helferarmen,  
Die die Schuld nicht, nur das Leiden  
Sieht mit linderndem Erbarmen!

Allen wird es einst wie Frieden  
Sich in ihre Seele senken,  
Wenn sie dein und deines Sohnes  
Weg und Schicksal still bedenken.  
Drum, o Mutter, trag das Leben!  
Trage auch das tiefste Leiden!  
Können doch auch Tod und Schmerzen  
Nie von ew'ger Liebe scheiden.

(Der stille Engel entschwindet.)

Maria:

Ach! Wie wogt's in meinem Busen!  
Ach! Wie schnürt es mir die Kehle!  
O du rätselvolles Leben!  
O du Ocean der Seele!  
Was der Hohe mir verkündet,  
Will ich still ins Herz mir weben.  
Segen ströme auf dich nieder,  
Holder Liebling, süßes Leben.

## ~ Lena. ~

Erzählung von Johanna Siebel.

1

Der Herbst schleicht mit grauen Nebeln und raschelnden Blättern durch Stadt und Land und preßt mit seinen schweren, eiligen Schleiern das lebhafte bunte Leben schonungslos zu Boden. Das lichtlose Scheiden liegt über der Welt. —

In einem engbrüstigen, alten Hause Münchens sitzt eine Malerin. Sie hat die Staffelei dicht an das einzige Fenster gerückt und müht sich, einen köstlichen Strauß langstieliger Vizzarosen, die ihre Blütenkelche in leiser Schwermut über den Rand einer hohen Glasvase neigen, auf der Leinwand festzuhalten.

Die emsige Arbeit hat das schmale Gesicht mit den scharfgezeichneten Braunen leicht geröthet. In den tiefblauen Augen liegt ein eigentümlich wartender Ausdruck, der merk-

würdig gegensätzlich zu der herben, abwehrenden Verschlossenheit des jungen Mundes steht.

Lena Wiagert blickt von Zeit zu Zeit mit kritischen Blicken ihr Werk, das von peinlichem Fleiß und reiner Auffassung zeugt und sehr sauber und sorgfältig zarte Lichter auf die gelben Blumen.

Allmählig kommt in die ernsten Augen ein Glänzen. Liebevoll betrachtet sie das erstehende Leuchten und Lebendigerwerden der Rosen und murmelt sehnächtig: „Ich möchte so, daß ihr in eurer Schönheit erständet! Daß ihr für lange Zeiten währtet!“

Ein zitternder Seufzer hebt die junge Brust: „Ihr seid es mir im Grunde schuldig!“ nickt sie den Rosen auf der

Leinwand mit einem fast drohenden Klang in der tiefen Stimme zu. —

Die Stunden rücken vor. Angstvoll schaut Lena auf das sinkende Licht. Angestrengter arbeitet die kräftige Hand, den letzten Schein noch zu nutzen, und das bläuliche Geäder schimmert energischer durch die weiße Haut.

Wieder raunt ihr Wünschen in abgebrochenen Sätzen dahin: „Wenn ich das Bild gut verkaufen könnte! Wenn endlich die entsetzliche Not mich nicht mehr umkrallte! Es wäre fein! Es wäre zu gebrauchen! Ach, wahrhaftig! Sehr gut wärs zu gebrauchen! — Dann bekämst du ein Winterkleidchen und ein Wintermäntelchen, meine kleine Prinzessin, weißt du, solch ein dickes, flauschigweiches, das umschmiegte dir so warm die Glieder, Liebling, du? Und ein Mützchen und feine Handschuhe und weiße Strümpfchen und Schühchen kaufte ich dir auch! Das würde dir gefallen, nicht wahr, mein Kind?“

Lena Wicherts Finger haben Pinsel und Palette sinken lassen, das bange Warten der Augen wird von goldigem Schimmer überzogen und um den herben Mund irrt ein Lächeln; immer träumerischer und freier entführen ihre Hoffnungen sie der Gegenwart: „Wenn ich dann gut verdiene, wenn ich befreit und glücklich aufatmen kann, so hole ich dich im Lenze zu mir, und irgendwo, weit von allem, was Menschennot heißt, da hege ich dich und herze ich dich, mein Holdes du, mein Kleines!“

Lenas Selbstgespräch wird unterbrochen durch ein Klopfen an der Türe.

Die Hauswirtin tritt ein und überreicht Lena einen Brief: „Fräulein, der ist eben angekommen, da habe ich mir gedacht, ich bringe ihn gleich!“ Zutraulich stellt sich die rundliche Frau vor die Leinwand und schlägt bewundernd die Hände zusammen: „Aber dies wird schön! Man möchte die Nase dranhalten zum Riechen. Ich habe es ja immer gesagt, Fräulein sind sehr eine Geschickte. Aber Fräulein sind entschieden zu fleißig und verderben sich die Augen mit der ewigen Strichelei; ich, wenn ich Ihre Mutter wäre, ich duldeten das nicht!“

Gutmütig blickt die Hauswirtin auf Lena Wichert; als diese nur müde und überlegen lächelt, entfernt sie sich.

Die Malerin legt die Palette hin und beschaut unschlüssig den Brief. Er trägt den Firmenstempel einer berühmten Münchener Kunsthandlung. Lena zaudert, ihn zu öffnen. Die nächste Minute kann sie jauchzen oder verzweifeln machen. Noch hat sich nur dünne, zarte Haut über den letzten Wunden enttäuschter Hoffnungen gebildet. Noch fühlt sie deren schmerzhaft zitterndes Ziehen und fürchtet neuen Stoß; sie möchte die entscheidende Minute hinauschieben.

„Aber es könnte auch einmal zur Freude sein!“ flüstert sie ermutigend vor sich hin, dreht das Licht an und öffnet den Brief.

Während des Lesens überzieht ihr Gesicht eine tiefe Enttäuschung. Erblichend lehnt sie sich weit zurück auf den



Correggio: Die Geburt Christi, genannt „Die Nacht“.

kleinen Stuhl und starrt mit großen, trostlosen Augen zur Zimmerdecke.

Der Geschäftsführer der Kunsthandlung ersucht Fräulein Lena Wichert höflich, die Bilder, die sie zum Verkauf ausgestellt, zurückzuziehen, da sich nach Ablauf der vereinbarten Frist keine Käufer für dieselben gezeigt.

Lena krampft die Hände ineinander. „Und ich hatte da so sicher auf einige feste Bestellungen gerechnet!“ stößt sie wild hervor; „ich sah es als solche Verheißung, als solch großes Glück an, daß meine Bilder dort angenommen wurden. Was nun? Herrgott! Was nun?“

Verzweifelt preßt sie die geballten Fäuste an die Stirne; in ihrem Fragen schaut sie umher: „Was nützt es, daß ich mich zermühe von früh bis spät; was nützt es, zu malen bis zur Erschlaffung, bis zum völligen Nicht-mehr-können, wenn niemand mir die Sachen ablaufen will!“

Ein haßvoller Blick streift die bleichen Rosen auf der Staffelei. Sie schüttelt die Hand nach ihnen. „Auch ihr! Auch ihr! O, verflucht sei diese Begrenzung meines Könnens! Verflucht sei diese armselige, höllengeborene Halbheit,





Ludwig Richter: In der Christnacht. Radierung.

die mich so elend und unfähig macht, die mich hungernd, verächtlich vor den Toren stehen läßt, die mir Einlaß geben sollten. Ich muß doch Geld haben! Dir soll nichts mangeln! Es kommt der Erste, der Zahltag! — Ja, wenn sich aus Herzblut Geld prägen ließe! Dann, Kindchen, dann!

Wie ein gehektes Wild läuft Lena in dem Raum auf und ab; ihre Arme reden sich in die Höhe: „Was soll ich nur tun? Du lieber, guter Herrgott, was soll ich nur tun? Sie sagen, du seiest die Barmherzigkeit!“

Erstöpft sinkt sie in die Knie und neigt den Kopf auf den harten Holzrand des Stuhles; sie achtet es nicht, daß ihr die scharfe Kante eine rote Furche in die weiße Stirne gräbt. Von Zeit zu Zeit nur zuckt ihr Körper in stummer Not. Endlich richtet sie das Haupt mit dem Flammenzeichen auf der Stirne in die Höhe und stützt es in die Hand. In todestraurigem Sinnen haften die Augen in dem Brennpunkt des kleinen Lichtes: „Und wenn ich es doch täte? Aus Herzblut Geld prägen? Mein Kind, mein Mädchen du!“

Zerrend greift Lena in ihr schweres Haar; in wilder Verwirrung schrillt ihre Stimme: „O, wie versucht ihr mich, ihr unsichtbaren Mächte! Von wannen kommt ihr, dieses

Lebte, Entsehlte zu begehren? Das kann doch eine Mutter nicht! Seid ihr Satansgezücht, oder Boten der Höhe? Redet, Dämonen, damit auch der Mensch euch verstehe und nach eurem Willen tue!“

Böllig ermattet sinkt sie zusammen und flüstert nach langer Pause: „Der Doktor schreibt, die Frau sei reich und fromm und gut und sehne sich, meinem Kinde Mutter zu sein! — Aber dann soll ich dich nie mehr küssen?“ Lena fährt jäh empor und breitet weit die Arme: „Im Wüstenbrand der Wanderer darbt nicht mehr nach Labung, als ich nach dir! Und soll dich niemals wiedersehen? Und lechze doch nach dir, wie der Blinde nach der Sonne! Und soll nicht nach dir fragen dürfen mein Lebenlang? Und mein Wesen ist ein Fragen nach dir vom steigenden Licht bis zur sinkenden Nacht. Mein Kind! Mein Dasein du! Du Blut von meinem Blute! Du Teil von mir!“

Dunkler bohren sich die Blicke in das ruhvolle Licht. Stöhnender wird das Atmen der jungen Brust, als liege das Leben in Zentnerlasten auf ihr.

„Und wenn ich es dennoch könnte?! O Mutter, Mutter, warum tatest du mir all dieses? Warum ist diese himmelweite Luft zwischen dir und mir? Dieser furchtbare, alle Lebensschönheit verschlingende Abgrund? Und es wäre so kindereinfach, deucht mich, so leicht und natürlich gewesen!“ — Lenas Worte haben ihren herzerzahnenden Klang verloren und sind müde und trübe geworden. Langsamer rinnt eine Träne über ihre verhärmte Wange. Harte Erinnerungen stürmen auf sie ein. Ach, ob des schreckenvollen Tages, da sie hingeschlichen zur Mutter und demütig geflüstert: „Mutter, ich habe gefrevelt vorm Himmel und vor dir. Ich habe ihn lieb gehabt, so groß und sündig lieb. Nun will ein Kind kommen, das wird keinen Vater haben. Um des unschuldvollen Lebens willen, Mutter, erbarme dich unser!“

Aber die stolze Frau hat nicht Erbarmen gekannt und nicht Mitleid. Sie hat die Kniende mit dem Fuße fortgestoßen, fluchend der Stunde, die sie empfangen, fluchend der Stunde, die sie geboren, und ihr Urteil und ihr einziges Weggeleit sind die Worte gewesen: „Eine Dirne kenne ich nicht!“

Lena stöhnt gequält auf; ihre Glieder bäumen sich. Für ihre eine, große, einzige Liebe den Stempel des Dirnentums! Für ihre Hingabe von Seele und Leib den Blick in den Sündpfuhl der Verächtlichkeit. Böllig zusammengebrochen, eine Geschlagene und Verdamnte, hat sie sich willenlos den harten Forderungen der Mutter gefügt, die der Wehrlosen bedeutet, das Haus zu verlassen: „Auf meinem Namen soll nicht öffentlicher Unflut liegen, schlimm genug, wenn der geheime daran frisst!“ —

Lena wurde das kleine väterliche Erbe ausbezahlt, und unter dem Vorwand, daß sie ihre Malstudien vertiefter betreiben solle, mußte sie so rasch wie möglich ins Ausland ziehen.

Um des werdenden Lebens in ihrem Schoße willen hat sie sich in der fremden Stadt zur Stärke gezwungen, hat gegessen, getrunken wie andere. Und zuweilen ist auch eine Ahnung der wunderbaren Heiligkeit dieser Zeit wie fernes Osterglockengeläut durch ihre Seele gezogen. Aber es ist doch ein trostloses, elendes Warten gewesen. Mit vierundzwanzig Jahren ist das Leben jung, das Fühlen scharf und das Empfinden schneidend! Nicht Gatte und nicht Mutter, die ihr beistanden! Den Fremden eine Fremde, preisgegeben jeglichem Steinwurf.

Wieder ächzt Lena. Eine fürchterliche Vogelfreiheit war es, durchgellt vom Fluche der Mutter, erfüllt von grausamer Angst vor der Gegenwart zischender Rohheit, getränkt von



der tothangenen Furcht vor der Zukunft. Und dann die wilde Mutterpein und dann die Not des Scheidenmüssens von dem so heiß und qualvoll Er kämpften.

Lena umklammert in dumpfem Aufschluchzen den Stuhl und preßt von neuem das Haupt an das harte Holz.

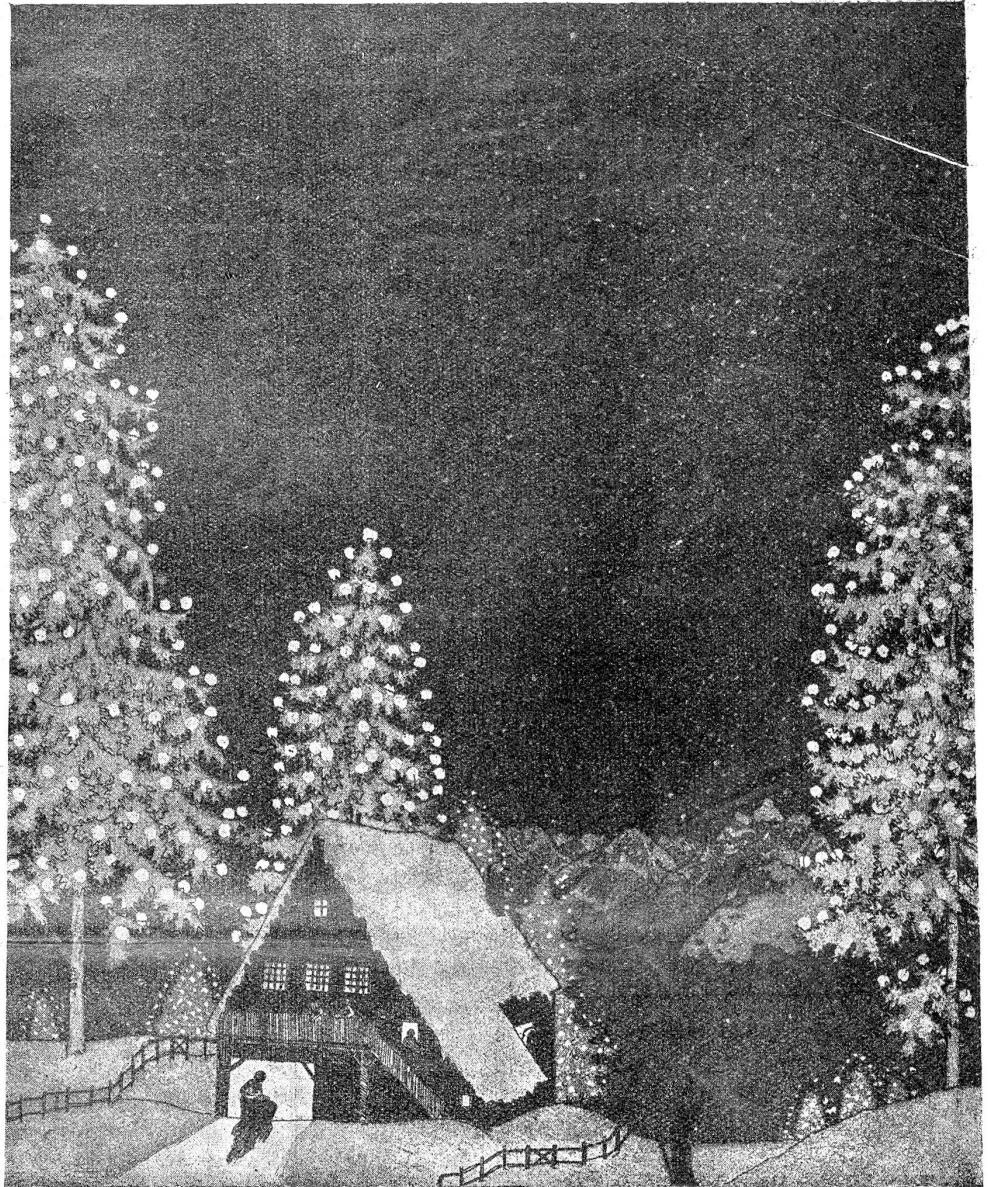
Das liebe kleine Mädchen wurde durch Vermittlung des Arztes bei einem Postangestellten untergebracht, der mit seiner kinderlosen Frau in der Vorstadt wohnte. Dann ist Lena nach München gekommen, gewillt, in tapferem Ringen ihre Fähigkeiten bis zum äußersten zu spannen, damit ihr Talent ihr und dem Kinde Brot gebe zum Leben zu zweien. Lena lacht hart und hohnvoll auf: ein herrlicher, sehr lustiger Erwerb, der Malererwerb! Er zerbröckelt allen Lebensglauben, er unterwühlt alles Vertrauen, er ringt trotz allem verzweifeltem Wehren jegliche Schraft nieder und läßt den Menschen verhungern, verdursten und verkommen an Leib und Seele.

Wieder ringt sich aus des jungen Weibes Kehle das verstörte schreckliche Lachen. Alle Enttäuschungen recken sich vor ihr empor und blicken sie aus öden trostlosen Augen an. Langsam tastet ihre Hand nach dem Brief des Kunsthändlers, sie zerpfückt ihn in viele kleine Fetzen, zerrt zum Schluß die größeren Stückchen zu gleichmäßiger Kleinheit, schichtet alles bedächtig zu einem festen Häufchen zusammen, und legt sich alsdann mit ziemlicher Umständlichkeit ihr Schreibzeug zurecht. Eine kleine Zeit blüht sie mit heißen Augen zaudernd auf das Papier und schreibt dann in jagender Hast, als brenne ihre Hand auf dem kühlen Blatte, einige Zeilen.

Als sie fertig ist, sagt sie voll unendlicher Weichheit: „Kind, mein liebes, liebes Kind!“

Der November lagert in kalten Wolken über der Stadt und hält die frohe Schönheit ihrer Ufergestade in trübem Dunst. Die Sonne ist unter den grauen Decken nur durch ein fahlgelbes, langsam emporstrebendes Fleckchen sichtbar. Die Luft streicht schwer durch die Straßen. Alles Erkennbare ist kahl und schmucklos, und jedes hüllenden Schmuckes entkleidet. Durch die holprigen Straßen der Vorstadt, deren stilllose Häuserreihen mit ihren verschrobenen zwecklosen Zierraten grämlich in den häßlichen Vormittag starren, fährt eine Droschke. Wo rohe Weganlagen in die mit Schutt, Trümmern und dürrem Gestrüpp bedeckten Gelände greifen und die weitere Ausdehnung der Stadt wenig verheißungsvoll andeuten, hält der Wagen vor einem der letzten Häuser. Der Kutscher steigt schwerfällig von dem Boß, fährt sich mit den in rauhen Handschuhen steckenden Fäusten über den Bart, öffnet den Schlag und sagt: „Feldstraße zweiundfünfzig!“

Ein Herr von vornehmerm Außern steigt zuerst aus. Er schlägt in der kalten Luft schnell den glänzenden Pelz über-



Rudolf Dürnwang, Neu-Münchenstein: Weihnachtslegende.

(Aus dem „D. mein Heimatland“-Kalender 1923. Verlag Dr. G. Brunau, Bern.)

einander und ist dann zwei Damen beim Aussteigen behilflich. Voll sorglicher Ritterlichkeit hebt er die ältere der beiden, eine schlanke, feingekleidete Frau vom Trittbrett, schaut in das stille Warten ihrer dunklen Augen und sagt liebevoll: „So, Nora, da wären wir!“ Mit gemessenen Bewegungen reicht er darauf der jüngeren die Hand: „Darf ich bitten!“ Stimme und Haltung des Herrn sind kühl und förmlich; er verschluckt die weitere Anrede.

In dem Gärtchen vor dem kleinen Hause stehen in den froststarrten Erdschollen einige frierende, gelbe Chrysanthemen. Die sterbenden Blüten neigen sich müde zu dem glasigen, frostzerstörten Blattwerk des Strauches. Die Frauen schauen nachdenklich auf die traurigen Blumen und streifen sich dann mit raschem fragendem Blick. Es ist das Forschen zweier Seelen, die sich gegenseitig ergründen und in die verschwiegsten Tiefen schauen möchten.

Ein Seufzen weht mit weißlichem Hauch in die Luft.

„Wie lange haben Sie das Kind nicht mehr gesehen? fragt jetzt die mit Nora angeredete Dame schüchtern.

„Die Kleine war sechs Wochen!“ entgegnet die andere leise.

„Und nun ist das Kind ein Jahr?“

„Ja!“ nickt die jüngere und wie sie das Staunen und Wundern im Antlitz der anderen sieht, fährt sie schwer und spröde fort: „Die Reise ist weit und teuer; es war mir nicht möglich; und — und —“ sie bricht hilflos ab.

Der Herr, der dem Kutscher die Weisung gegeben, zu warten, naht den Damen. Er reicht seiner Gattin den Arm und jede seiner Bewegungen ihr gegenüber hat etwas unendlich Behütendes; darauf treten alle drei in das kleine Haus.

In dem schmalen Flur sind verschiedene Türen, durch eine derselben klingt das Trällern einer Frauenstimme und eines Kindes helles Lachen.

Wieder senken sich die Blicke der Frauen in stummem Abwägen hastig ineinander, und die jüngere im dunkeln Reiseanzug preßt die Hand auf das Herz. Gequält lösen sich ihre Augen los aus denen der schlanken Dame und heften sich angstvoll weit auf die Türe, hinter welcher das süße Singen erklingt. Nun trennt sie nur noch ein Schritt von ihrem Glück und ihrer Unseligkeit.

Der Herr klopft an.

Ein Bild von unfälschlicher Lieblichkeit bietet sich den unwillkürlich an der Schwelle Zögernden dar. In dem sauberen Zimmer, vor einem mit weißen Mullgardinen behängten Fenster steht ein junges, blondes Weib, welches ein schönes Kind im Arme hält, zu dem es sich in zärtlich sicherndem Rosen niederbeugt. Das kleine Geschöpf schnellst auf und nieder in frohem Spiel und streckt die Händchen zappelnd und verlangend zu ihrem lächelnden Antlitz empor.

(Schluß folgt.)

## Legende.

Es'ich Wiehnachtabe g'h — s'het lyäli g'schneit,  
Wo üse Heiland über d'Werde geit.

Er louft im Dorf em chlynächte Häsi zue —

Es'ich still dert inn — Wo hei die Lüt no z'tue?

Dür ds Gängli u dür d'Chuchi luegt er g'schwind,  
Gäb er im Stübli vielecht öpper find.

Dert liegt im Bett e bleiche, magere Ma  
U luegt der Heiland schüch u todmüed a.

Dä gseht: s'geit nümme lang, isch's mit ihm z'Aend.

Der Chranknig gspürt's u packt em Heiland d'Hand

U seit: „Du los, i weiß nid, wär de bißch,

Es'ich ghych — gang lue, dert ghesch es, hingerem Tisch  
Im Trögli ligt e Ghyge, suech se, gäll . . .“

— Der Heiland geit u suecht u bringt se schnäll —

„I bi nit fromm ghy wi die andere Lüt,

Ha nie rächt glost uf üses Chilchegläut,

Ha gwärchet, g'orget, gläbt u nie viel gseit,

U geng im Trögli mis Ghygli nahetreit.

Ih geit's zum Stärb, niemmer fragt mer na,

Es ma mi, daß i so söll nidsi ga —

Du los —“ er cha nümme rede, er isch z'müed,

Der Heiland weiß scho, was er möcht: Es Lied —

Er strycht das Ghygli — o wie ärdeschön!

Wie d'Starne gligere die syne Tön —

Es'ich grad, wie wenn ds'Heiweh im Ghygli wär,

So singt's u chlagt's u bättet's zu üsem Heer.

Es chunnt ne fälber e Längizyti a,

So wie se dä Ma fir Läbzig gspürt mueß ha.

Da faht's a lüchten i däm fysztere Hus —

U ds Lied tönt lys u fromm u fällig us . . . .

Der Heiland drückt em Tote d'Duge zue

U seit: „Hesch's wohl verdienet, häb jeß Rueh.“

Er geit u het das Ghygli mit sech ano

U isch dür Wald u Fäld uf d'Wärge cho.

Dert het er's a-n-es Tannli neche ta,

So secht — lei Luft het's chönnen abeschla.

Hesch nie nüt g'hört, wenn's grusam lustet u schneit,

Daß d'fällige Tönnli düre Lärme geit,

Wo eine rüest u tröstet u z'ride macht,

Daß d'rüejig wirft, wenn's chüttet i dr Rächt?

Gottf. Landolf.

## Vo me ne Sonderbundsveteran.

Von Hans Zulliger.

(Schluß.)

No a fälberm Abe han i vo re Trummle, wo der  
Find het la liege, nes Fäll abano u dermit myni wieder  
ume amacht. U du ham'mi bi myne Lüte gstell u bi  
am Morae mit ne wyters, un es isch emel gange, gob ds  
Müüki heig mer gsuret, wie-n-es welle het.

Meinit der, i hätt mer das la näh, mit i däm Lu-  
zärn nz'zieh! Nid um ne Haberlaß voll Gält! Das isch  
ne Freud u nes Züüq asi bi Ueine, i verqisses myner  
Läbtig nie! U no vor Neujahr sy mer ume hei gli!

Weder der Fäldschär het doch es Biheli rächt aha mit  
syr Warniq. Vo wäge die Schranne het u het nid welle  
zue ga, es het afa eiteren un alles Umschleeg machen u Ver-  
binge het nüt abtrage. Derzue han i uf der Heireis no  
der Chnächter usgläse, daß me gemeint het, es gai e roschtigi  
Chällertüre, wenn i aredt ha. Es isch aber ou so nes halt-  
nasses Südelwätter gsi, es het ein tüecht. d'Trummle müeh  
der Chälzer übercho, verschwyne de der Trummeler.

I bi du zu Samihänzelöbel, das isch eso ne Töchterler  
osi, u dä het mer e Salbi gä. Un im Tänner achtevierzgi  
isch my Schranne emel ume vernarbet gsi. Weder eso bhäng  
es wott anger Wätter gä, su tuet sie mer ume weh un i  
chönni meine, sie well mer umen uufga. Da weiß me gäng  
lang vorhär, we's wott cho strübere, u drum isch so ne  
Schranne ou für öppis guet!

Die Seeländer, wo denn sy by mer asi. In no zue mer  
heicho. U der eirt vor ne het mer gseit, i chönni de zue-n-  
ihm cho nes Fekli Wn reihen un es soll mi fe Santine  
holchte, wär weiß, gob är ike nid unger em Här d'läg, we  
mir dennemale nid wäri z'Sin cho, i fälb Säustall nchen  
is ga z'verstehe.

U wo-n-i du im Sustanen em Mäfferchmied Gottsiebu  
bi ga zügile, un i ds Neuchurverbiet ühere cho bi. hani ne  
Taa lenger amacht u bi zu Mein z'Winte. U mit eme  
Fekli voll hani chönni heizue fahre. Weder daß i de em  
Gstaad ha welle türs Ohmaadzt zahle, m—m, eso mit em  
Mählaß gschlaanen isch Tschäppätmggel nid asi. Uf ds  
Fekli han i nes paar Burdine Strou gseit, daß mes nid  
eso afei, u de han i druf grächnet, am Ohmbüsi verby  
z'spränge, we der Schlagbourn nid arad dunge syg.

Da chunnt soll mi der Tüfel näh ussehbar Sam Weesi  
ne Landjeager u hocket mer uuf. U wo-n-er neuis im Strou  
aspürt, auslet er drinn ume, bis er ds Fekli het gseh. We-  
der er het nüt wyters derqlnhe ta. I ha asinnet, o weißch,  
ike häßch de Schlarbäumeler nid ertrünne, fäsch nimmt  
bi der Landjeager. U das het mi gheglet, i hätt ne möge  
aa ab em Wagen ahe schieße. We me afe der Wn veraäben  
überchunnt u ne fälber wott swiffen u wyters nüt dranne  
het, mueß de da no dä heiße Gstaad syner Chlöppe drinne  
ha! Nei, das isch eifach nid rächt, u das isch es!

Grad wo mer aäge ds Zollhüsi chöme, geseh-n-i, daß  
niemer um e Wäa isch, u daß i feir chönni dürespränge,  
we dä Mnsionelandjeager ab wäri! I kehre mi hingeren  
u afeh grad, wie-n-er Fäür schlaht u wott roufe, der  
Schwumm het grad afa rouchne.